

5.3 *Lebensalltag in der "guten alten Zeit" des 18. und 19. Jahrhunderts*

von Hermann Nobel



Abb. 1: Großfamilie bei der Hausarbeit am Abend¹ (Gemälde: Heinrich Pfaff)

Das heute vielfältig zu vernehmende Wehklagen zahlreicher Zeitgenossen über die sozialen Einschnitte und Lebensumstände, oft verbunden mit Hinweisen oder Vergleichen auf die "gute alte Zeit", lässt erkennen, wie defizitär das Wissen um die Vergangenheit ist. Die Geschichte lehrt uns, dass es der deutschen Bevölkerungsmehrheit in keinem Jahrhundert so gut wie in den letzten Jahrzehnten gegangen ist.

Ein Blick zurück, soll dies verdeutlichen. So berichtet die Chronik Großalmerode² über die Wohn- und Lebensumstände im 18. Jahrhundert, die ebenso unzureichend auch in Epteroode gewesen sein dürften:

„Die Räume in den fast durchgehends kleinen Häusern waren auffällig niedrig und hatten getünchte Wände, die einfachen Räume legte man nur in Kalkfarbe an. Die Decken waren geweißt. Die Fußböden bestanden oft Steinplatten oder Ziegelsteinen, manchmal fand man sie gediehlt. Sie und die Treppen im Hause wurden allgemein mit Sand bestreut. Die Fenster bestanden aus kleinen, runden Scheiben in Bleirahmen.

Das Feuer war nur mit Hilfe von Stahl, Stein, Schwamm und Fidibus zu gewinnen. Im Kachelofen brannte man Holz oder Braunkohle, im Winter kochten viele auch in der Wohnstube und manche schliefen nicht selten darin. Der Küchenherd war blos ein gemauerter Aufsatz, in dem als Feuerstelle sich eine Vertiefung mit Rost angebracht fand. Die Töpfe stellte man um das offen brennende Klibberfeuer. Über dem Herde nahm der weite Rauchfang für den Schornstein den Rauch auf.

Einfache Möbel standen im Zimmer. Im Federbett lag als Grundlage der Strohsack. Himmelbetten sah man oft. Nirgends fehlte das Spinnrad, bei zahlreichen Leinwebern auch natürlich nicht der Webstuhl.

Kienspan, Talglicht oder Oellampe mit offen brennender Flamme lieferten im Winter das dürftige Licht.

¹ Gemälde Heinrich Pfaff.

² Chronik GroA, 46 f.

Irdene Gefäße, eiserne Messer und Gabeln bildeten das Tischgeschirr, es gab auch hölzerne Löffel und Näpfe.

Die Kleidung der meisten Leute war bäuerlich, gewöhnlich ein kurzer Wams, hier und da ein weißer, langer Kittel, Kniehosen und Gamaschen, Schuh und Mütze, grobes Hemd. Die Frauen trugen kurze, aber zahlreiche Kleider. Auch die wohlhabenden trugen ja damals Kleider aus heimischem Tuche, im Winter aus Biber. Vornehme Herren, es gab damals nur wenige, erschienen weit mehr als heute im Frack, auch der Pfarrer und Lehrer im Gottesdienst. Kurze Beinkleider mit Schuhen und langen Strümpfen trugen alle. Der Mantel war stets das Oberkleid. Dazu gehörten ferner Halstücher oder Halsbinden. Als Kopfbedeckung dienten nur Mützen oder Zylinderhüte. Man hatte keine Uhren gewöhnlich.

Das Leben zeigte eine an Dürftigkeit grenzende Einfachheit. Fleisch aß man meist nur als Suppenfleisch. Gemüse lieferten die Gärtchen. Meistens lebten die Leute vom Schlachtwerk und - nicht selten wesentlich vom trockenen Brote. Im Sommer gab's abends oft saure Milch, im Winter eine dicke Suppe. Das Getränk boten in der Regel die Pumpbrunnen.

Wenig, aber doch dann und wann trank man das „ordinäre“ Bier, von dem 1/2 Liter etwa 2-3 d. [denare=Pfg.] kostete. Es war dünn und herzlich schlecht. Von alters her lieferte dies die Gemeinde-Braugenossenschaft.

Der geringe Mann, oft auch Kaufleute, Beamte usw. labten sich an Schnaps, damals nur und reichlich aus Korn gebrannt.³ Das Geld hatte sehr großen Wert. Die Nahrungsmittel waren dementsprechend im Preise. 1/1/2 Hektoliter = (1 Kasseler Viertel etwa) Roggen kostete höchstens 7 Mark, heute mindestens 18 Mark, Hafer 4 Mark, heute mindestens 11 Mark, Weizen 12 Mark, heute mindestens 20 Mark. 1 Pfund Rindfleisch kostete höchstens 20 bis 25 Pfg. Ein Tagelöhner verdiente täglich 30 bis 50 Pfg. zuweilen etwas mehr. Alle Waren holte man sich im Laden des Kaufmanns, Metzgers, Bäckers usw.“



Abb. 2: Großelternfreude (Gemälde: Heinrich Pfaff)

In noch bitterer Not müssen die Wickenröder gelebt haben; denn Pfarrer Martin Philipp Koppen schreibt 1787 folgendem Bittbrief an den Landgrafen von Hessen:⁴

„Durchlauchtigster Landgraf, gnädigster Landesfürst und Herr!

Unser Dorf war ehemals und noch vor 20 Jahren in denjenigen Umständen, daß sich jeder Tätige darin ernähren konnte, ob solches gleich von hohen Bergen und Waldungen ganz eingeschlossen ist und wenig Ackerbau hat. Verschiedene Arthen von Gewerbe bothen uns damalen Gelegenheiten dar, unsere Bedürfnisse erringen zu können. Allein jetzt, Gnädigster Fürst, sind wir sämtlich eine Gemeinde von beinahe 200 Mann (außer einigen) bis zum Erbarmen arm.

Nicht Nachlässigkeit, Leichtsinn oder sonst eingerissene wohlüstigere Sitten sind es, sondern eine Kette von widrigen Zufällen, welche uns so herunter gebracht; und wir wagen es, die Uhrquellen hiervon voll Jammer unterthänigst zu erzählen. Ein Theil unserer Dorf Bewohner sind in älteren Zeiten, als noch die Glashütten in uns nahe gelegenen Gegenden waren, Glasmacher gewesen. Von der Zeit aber an, daß solche des Holz mangels halber weiter gelegt werden mußten, geben sich die mehresten hievon auf Arbeit bei die zwischen hier und Großalmerode gelegenen Allaun Werke und die anderen

³ Verfasser-Anm.: Vielfach wurde der Schnaps, von Pastoren in Kirchenbüchern oft "Dünnetrinken" genannt, selbst gebrannt.

⁴ WOLLENHAUPT, 1974, Teil 1, 80 ff.

erlernten die damals blühende Profession der Zeug- und Raschmacher. Bis, wie schon gesagt, vor etwa 20 Jahren, machte es sich in unserer Zahlreichen Gemeinde: allein in diesem Zeitpunkte spürte man Schwäche des Nahrungsstandes.

Die Wollen Zeuge wurden von denen Städten gar nicht mehr und von denen Landbewohnern immer weniger getragen, der minder haltbare Cattun verdrang jene dauerhaften Zeuge.

Einige Jahre hernach kam der Damas, eine leichte Art von Unterfutter so auf, daß noch 1/3 des sonst verfertigten Rasch's hinlänglich genug war, dem rauhen Theil der Landleute das Verlangende zu schaffen. Es fing also jeder Wollen Arbeiter an, zuzusetzen und es gehet jetzt noch so fort. 40 Personen hatten ihre Nahrung, bis vor einigen Jahren von dem nunmehr eingegangenen Bergwerk vorm Hirschberg: diese laufen jetzt umher, um hier und da doch wenigstens etwas zu verdienen.

Vor ohngefehr 12 Jahren war es, als bei uns ein neues Steuerbuch errichtet wurde und das trug uns nach diesem 1/3 Contribution mehr, wie ehemals, obgleich der Werth der Güter und der Nahrungsbestand schon damalen im Rückfall waren. Dieses Plus zählt in 10 Jahren in die tausende.

Durch die Zeiten hin, als unsere Volker in Amerika standen, und jedes Dorf die 1/3 Contribution zum Erlaß erhielt, waren wir genötigt, das Volle zu erheben und den einen Theil hievon zum Bau unserer bis zum Einsturz baufälligen Kirche aufzusammeln, und es konnte also keiner die Erleichterung fühlen, welche wir genießen sollten: schon damals mußten die Gelder mit Gewalt herbeigedrängt werden, da wir doch ehemals die promptesten Zahler waren.

Jetzt fingen die schon einige Jahre hier gehaltenen Miß Jahre an mitzuwirken und es wurde von Tag zu Tag schlechter. Jeder mußte sein Rindvieh verringern und da das ungedeihen der Fourage bis zum nechstverflossenen Jahr fortgedauert, so ist unsere Herde von 150 Stück Kühen bis zu 80 eingegangen; da der Butter- und Käseverkauf bei uns ein Theil der Auskunft (Einnahmen) mit ausmacht, so fühlen wir diesen Abgang besonders.

Kein Flachs ist in den letzten Jahren gerathen, so gar sind die Kartoffeln gegen andere Zeiten verschiedentlich verdorben, das einzige Mittel, womit der Elende hier den Hunger stillt. Und nichts wurde, so wie bei anderen Gemeinden geschehen, erlassen, vielleicht, weil wir nicht wußten, daß wir uns beim Landrat melden müssen.

Das letzt verwichene Jahr heischte nun auch den Kirchenbau. Jeder war hierbei Dienste zu leisten schuldig und er konnte also nicht wie sonst den Sommer hindurch in auswärtigen Gegenden seine Nahrung suchen. Zu diesem Bau waren wir genöthigt 1.000 Reichsthaler, welche schon aufgangen, zu erborgen und mit 50 Reichsthaler Jährlich zu verzinsen, ein neuer Druck vor uns Arme und bange wird uns vor der Zukunft, da wir nicht wissen, womit wir nun den Bau völlig vollenden und woher wir den jährlichen Zins nehmen sollen, da das Dorf nicht einen Heller Gemeinde Einkünfte hat.

Dieses, Gnädigster Fürst, und nichts anderes ist es, welches uns so herunter gebracht, daß nur noch wenige ohne den härtesten Andrang im Stande sind, die schuldigen Gelder zu zahlen. Ein Theil unserer Einwohner hat bereits ihre elenden Lappen von Kleidungsstücken, womit es kaum seine Blöße bedecken kann, zum Pfande liegen, anderen soll das Vieh und anderen, wo gar nichts ist und wo der Hunger schon lange alles bewegliche verschlungen, sollen die bereits über den Wert verpfändeten wenigen Grundstückgen verkauft werden.

Zu den Füßen, Eure Hoch Fürstliche Durchlaucht, werfen wir uns also nieder und flehen von da aus, sich unserer zu erbarmen. Die weise Art, womit Eure Hoch fürstliche Durchlaucht für den fleißigen und treuen Unterthan sorgen, läßt uns hoffen, daß unsere Lage genau untersucht werde und dem gnädigsten Fürst glauben, Erleichterung und Beistand zu erhalten, als Euer Hoch fürstliche Durchlaucht unterthänigste Gemeinde Wickenrode Casselischem Amts Neustadt.“

Da sich Pfarrer Koppen mit seiner Eingabe nur für Wickenrode verwendet, ist anzunehmen, dass - trotz der geschilderten Verhältnisse in Großalmerode - die Lebensumstände in den beiden anderen Kirchengemeinden nicht so bedrohlich waren, weil hier die tonverarbeitenden Betriebe und die Nebenerwerbslandwirtschaft mit einer vor allem florierenden Viehzucht den Bewohnern zu einem besseren Auskommen verholfen haben dürften.

Aus Epteroode berichtet Emma Merx, Tochter der in Bremen wohnhaft gewesenen <Marie> Luise, geb. Nieder, geb. 3.2.1861 in Epteroode, in einem unveröffentlichten Manuskript aus der Zeit ihrer Großeltern, Andreas und Mariane, geb. Goebel, u.a..⁵

„...1870 bis 1880 herum musste das Wasser vom Brunnen, in der Mitte des Dorfes, geholt werden. Es kam in einem schmalen Rinnsal vom Berg, war in eine Röhre gefasst und floss in ein Becken, aus welchem die Tiere tranken. Das Trinkwasser entnahm man der Röhre, es floss nicht sehr schnell und man musste warten, bis die Eimer voll waren; ‚drillen‘ nannte man das.“

„...Der größte Teil der Dorfbewohner war zu arm, um Holz zu kaufen. Es wurde das dürre Holz gesammelt und die abgestorbenen Äste, Hellinge genannt, mit einem sichelförmigen Gerät an einer langen Stange, von den Bäumen geholt. Das durfte der Förster indess nicht sehen, es war verboten. Von der Landwirtschaft allein konnte sich die Dorfbevölkerung nicht ernähren; sie wurde zum großen Teil von den Frauen und den größeren Kindern bewältigt. Die Männer hatten entweder einen Beruf; Maurer, Schuhmacher, Bäcker, Metzger waren Hilfsarbeiter im Tonwerk. Dazu kam die Heimarbeit im Tiegelmachen, die sich nach und nach bei einigen zu kleinen Fabrikbetrieben ausweiteten. Der Ton und die Braunkohle waren das einzige, worauf sich eine kleine Industrie aufbauen konnte und den Männern im Dorf, soweit sie keinen Beruf erlernt hatten, Arbeitsgelegenheit gab. Da das Geld immer sehr knapp gewesen ist, sind alle Möglichkeiten zum Verdienen wahrgenommen worden. Brauchte der Förster Frauen zum Tannenpflanzen, gingen die Mädchen stundenlang im Morgengrauen dorthin, wo sie gebraucht wurden und kamen nach 12-stündiger Arbeit erst spät abends heim, für 50 bis 80 Pfg. Tagelohn. Einige versuchten sich auch als Tonträgerinnen. In einer Kiepe musste auf glitschigen Wegen der Ton aus dem Berg geholt werden. Das hielten aber nur wenige aus. Dass die heranwachsenden Kinder das verdiente Geld ablieferten, war selbstverständlich. Wenn jemand als reich galt, hatte er vielleicht 10 Morgen Land, ein paar Kühe und Schweine; Pferde gab es erst später. Die meisten Leute hatten nur ein und zwei Ziegen und machen ein Schwein fett. Die heranwachsenden Kinder waren wertvolle Arbeitskräfte. Das Land wurde größtenteils mit Hacke und Schippe bearbeitet. Nur wer Ochsen oder Kühe hatte, konnte seine Felder pflügen. Das waren nur wenige. Da nur wenig bares Geld verdient wurde, stand es hoch im Kurs, und Pfennige spielten damals eine größere Rolle, als heute die Mark. Heute würde man sagen, die Leute waren arm. Aber sie kannten es ja nicht anders und würden sich dagegen verwahrt haben, als arm zu gelten...“

„...Die Kinder haben es selbst wohl kaum empfunden, dass ihre Eltern ihnen gegenüber Despoten waren. Unbedingter Gehorsam ohne jeden Widerspruch war die Grundbedingung für die Erziehung. Ein lautes unbekümmertes Unterhalten der Kinder in Gegenwart der Eltern, etwa bei Tisch, war einfach unmöglich, und Vertrauen beiderseits hätte die Autorität untergraben. Eine harmlose kindliche Fröhlichkeit hat es darum, wenigstens bei den älteren Kindern, wozu meine Mutter gehörte, auch nicht gegeben, jedenfalls nicht im Haus. Furcht vor den Eltern und Furcht vor dem strafenden Gott beherrschten meine Mutter in der Jugend. ‚Wer sein Kind lieb hat, der züchtige es‘ war die Devise der Eltern. So stand es in der Bibel. Es ist bis zu ihrer Heirat niemals ein Zweifel an der ‚Unfehlbarkeit‘ der Eltern aufgekommen, die ihre Kinder als unbeschränktes Eigentum betrachteten.“

Ergänzend zu vorgenannten Überlieferungen, ist aus dem Dorfalltag noch zu berichten, dass bei engen räumlichen Wohnverhältnissen die Kinder sehr zahlreich waren. Zehn und auch mehr Kinder waren keine Ausnahme. Hoch war die Säuglings- und Kindersterblichkeit⁶ als Folge der Wohn- und Lebensverhältnisse und häufig grassierenden Epidemien einerseits, aber auch der unzureichenden Gesundheitsvorsorge und medizinischen Möglichkeiten andererseits. Ein Arzt praktizierte nur in Großalmerode, den sich aber nur die wenigsten leisten konnten, denn Krankenkassen gab es noch nicht. Man half sich mit selbst hergestellten Kräutern, Getränken, Salben und Pflastern. „Betuchte“ im Dorf, darunter auch einige selbstständige Schmelztiegelmacher und Handelsleute, sollen von ihren Reisen diverse opiumhaltige Säftchen und Wunderheilmittel mitgebracht haben, die wohl beruhigend, aber keinesfalls wirksam geholfen haben dürften.

Bei den Ärzten dieser Zeit, überwiegend und besonders in Großalmerode, handelte es sich nicht um Ärzte im heutigen Sinne mit einer akademischen Ausbildung, sondern um Bader-Chirurgen und Zahnreißern. Gemeinsam mit ihnen bildeten die seriöseren Wundärzte, Scherer und die Hebammen oder weisen Frauen den Kreis der Heilkundigen. Ein Chirurg war also mehr ein Handwerker, der ärztliche Leistungen ausführte, die mit Wunden verbunden waren. Dieser Berufsstand ging überwiegend aus

⁵ Ihre Großeltern waren Eigentümer des Hauses 16, heute Dorfstraße 26.

⁶ Siehe Chronikbericht unter 5.14 "Lebensalter-Entwicklung".

dem Stand der Bader hervor, aber auch aus dem Stand der Nachrichter, worunter man die Henker und Abdecker verstand.⁷

Nachstehend einer der beliebten Verse, mit denen die Heilkundigen dieser Zeit ihre Künste anpriesen:

BIN KUNSTREICH, ERFAHRN WOHLGEÜBT, ICH HAB ZU FELDT UND ANDERN EJEDEM
KNECHT ZU HELFFEN GAR FREY, ER SEY GESCHLAGEN ODER GESTOCHEN, VERWUNDT O-
DER EIN BEIN GEBROCHEN, GEFALLN, VERBRANDT ODER GESCHOSSEN, DEM HILF ICH GANZ
UNVERDROSSEN.

Im 18. Jahrhundert hatte in Großalmerode neben zwei weiteren Feldscherern die Sippe der Knobels in 6 Generationen die Chirurgen gestellt. Erst ab Beginn des 19. Jahrhunderts praktizierten hier zunehmend Ärzte mit akademischen Ausbildung.⁸

Die Todes-Ursachenfeststellung war schon zu dieser Zeit und in Epterode bis 1950 Angelegenheit des örtlichen Totengräbers und seit dieser Zeit erst Aufgabe approbierter Ärzte. Entsprechend dubios sind auch die Eintragungen in den Kirchenbüchern, so sie denn überhaupt erfolgten. Bezeichnungen, wie „*Brustfieber, Dumpf, Geschwulst, Hauptschwachheit, keuchender Atem, Herzensschwulst*“, sind nur einige Beispiele.

Entsprechend rückständig waren auch die schulischen Verhältnisse. Schon Anfang des 18. Jahrhunderts, jedenfalls schon ab 1720, gingen die Kinder in Epterode zur Schule, dürften aber nicht viel gelernt haben; denn allgemein gab es nur die sogenannte Winterschule, weil außerhalb dieser Zeit die Kinder auf dem Feld und zum Viehhüten benötigt wurden. Hinzu kam, dass die damaligen Dorfschulmeister keinerlei Ausbildung hatten. Als Voraussetzungen genügten geringe Schreib- und Lesekenntnisse sowie die Fähigkeit zum Singen, und so wurden ausgediente Soldaten, Leineweber und Kessel flicker von den Kirchen zum Lehramt berufen.

Ansonsten galt der Durchschnittsbürger dieser Zeit als Mensch dritter Klasse. Beispielhaft hierfür sind Verordnungen gegen das Kaffee- und Schokoladetrinken und das Putz- und Staattreiben mit Kleidern. So wurde am 5. April 1774 befohlen, dass in den Landstädten und auf dem Lande gar keine Kaffee- oder Chokolade-Krämer mehr geduldet werden dürfen. Nur den privilegierten Ständen waren solche Genussmittel erlaubt.⁹

Während das frühe 18. Jahrhundert noch unter den Folgen des Dreißigjährigen Krieges von 1618 bis 1648 und des folgenden Siebenjährigen Krieges von 1756-1763 zu leiden hatte, war das 19. Jahrhundert bestimmt durch Freiheitskriege, Missernten, Hunger- und Agrarkrisen, zunehmenden Branntweinkonsum und dem damit einhergehenden sittlichen Verfall in der ersten Jahrhunderthälfte. Dagegen war die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts bestimmt durch den Auswanderungstrend, vor allem in die USA, als Folge der unzureichenden Lebensbedingungen und der damit einhergehenden Perspektivlosigkeit.

⁷ ECKHART, 1991, 73.

⁸ WOLLENHAUPT, 1975, Teil 1, 89 ff.

⁹ Chronik GroA 44.